

Basarökonomie

Exporte steigern Wertschöpfung

Von der oft als Schreckgespenst gezeichneten Basarökonomie ist Deutschland weit entfernt. Die zunehmende Auslagerung einzelner Produktionsschritte in spezialisierte Firmen, auch mit Sitz im Ausland, bringt im Gegenteil die heimische Wirtschaft voran. So lautet das Fazit einer neuen Studie der Institut der deutschen Wirtschaft Köln (IW) Consult GmbH. Danach ist zwar tatsächlich der Auslandsanteil an allen Vorleistungsbezügen der Industrie in Deutschland zwischen 1991 und 2004 von 24 auf 28 Prozent geklettert. Die Ausfuhren des Verarbeitenden Gewerbes bestanden daher bereits im Jahr 2000 zu einem Drittel aus dem, was zuvor importiert wurde. Fünf Jahre zuvor lag dieser Anteil nur bei einem Viertel.

Dieses Basarelement des Außenhandels vernichtet unterm Strich aber keine Arbeitsplätze, sondern kommt der inländischen Wirtschaft zugute. Denn die durch den Export entstandene Wirtschaftsleistung ist in Deutschland – ebenso wie in fast allen von der IW Consult untersuchten Ländern – stärker gewachsen als die gesamtwirtschaftliche. Hierzulande wurde im Jahr 2000 ein Fünftel der inländischen Bruttowertschöpfung vom Export angestoßen – 1995 waren es erst 16 Prozent. Ohne die boomende Ausfuhrwirtschaft hätten die heimischen Industriebetriebe also einiges weniger zu tun gehabt. Letztlich tragen die günstigen Vorleistungskäufe aus Niedriglohnländern wesentlich dazu bei, dass die Erzeugnisse der hiesigen Fabriken trotz der hohen Arbeitskosten weiter so gut auf dem Weltmarkt mithalten können.

Institut der deutschen Wirtschaft Köln Consult GmbH: Export schafft Wertschöpfung! Deutschland ist im internationalen Vergleich keine Basarökonomie, Köln 2005, Download unter: www.chancenfueralle.de/Umfragen_Studien/Studien.html

Gesprächspartnerin im IW: Dr. Adriana Neligan, Telefon: (02 21) 49 81-7 82

Basarökonomie

Eigentlich ein Kompliment

Die Industrie ist nicht mehr das, was sie einmal war. Ein immer größerer Teil der Fertigungsschritte wird von Zulieferfirmen und externen Dienstleistern erledigt. Damit sparen die Unternehmen Kosten und bleiben international wettbewerbsfähig. Zunehmend sitzen die Lieferanten dabei aber im Ausland. Bestimmte Güter werden also importiert, um nach einer kurzen Weiterverarbeitung sogleich wieder in den Export zu gehen. Skeptiker fürchten, dass das Verarbeitende Gewerbe in Deutschland im Zuge dieser Entwicklung zum reinen Zwischenhändler mutiert und viele Arbeitsplätze in der Industrie verloren gehen. Doch die Sorge ist unbegründet, wie eine Studie der IW Köln Consult zeigt.*)

Zwischen Marktständen wimmelt es vor Menschen, die schauen, anfassen und um Preise feilschen. In den Auslagen finden sich exotische Gewürze, Schuhe, Stoffe und jede Menge Nepp. Es herrscht ein schier undurchdringliches Gewirr von Stimmen. Ein Basar, so steht es im Duden, sei ein orientalisches Händlerviertel.

Deutschland, sagt der streitbare Wirtschaftswissenschaftler und Chef des Münchner ifo Instituts für Wirtschaftsforschung, Hans-Werner Sinn, sei auf dem Weg zur Basarökonomie – und will das durchaus als Schreckensszenario verstanden wissen. Hinter der provokanten Wortwahl steckt die Erkenntnis des Statistischen Bundesamtes, dass ein

immer größerer Teil der deutschen Exportwaren nicht hierzulande produziert wird, sondern als Vorleistung aus Osteuropa und anderswoher kommt. Kaum eine Bestandsaufnahme zum Standort D wirbelt derzeit so viel Staub auf wie die These von der Basarökonomie.

Die Kritiker dieser Entwicklung fürchten, dass die Bundesrepublik peu à peu zur reinen Handelsdrehscheibe degeneriert. Auf die Spitze getrieben hieße das: Die Industrie schleust bald nur noch Produkte durch, stellt aber nichts mehr selbst her. Dadurch ginge die inländische Wertschöpfung stark zurück und Tausende von Arbeitsplätzen würden über kurz oder lang überflüssig. Schuld an dem Dilemma seien letztlich

die hohen Arbeitskosten, meint der Volkswirt Sinn.

Diese Erkenntnis ist soweit richtig – aber in der Schlussfolgerung falsch. Sicherlich gäbe es in der hiesigen Industrie mehr Arbeitsplätze, wenn die Arbeitskräfte billiger wären. Und Deutschland importierte und exportierte 2004 tatsächlich fast doppelt so viel wie 1991. Von einer Basarökonomie ist man hierzulande dennoch weit entfernt. Im Gegenteil:

Die zunehmende Auslagerung einzelner Produktionsschritte in spezialisierte Firmen, auch solche mit Sitz im Ausland, bringt die heimische Wirtschaft voran.

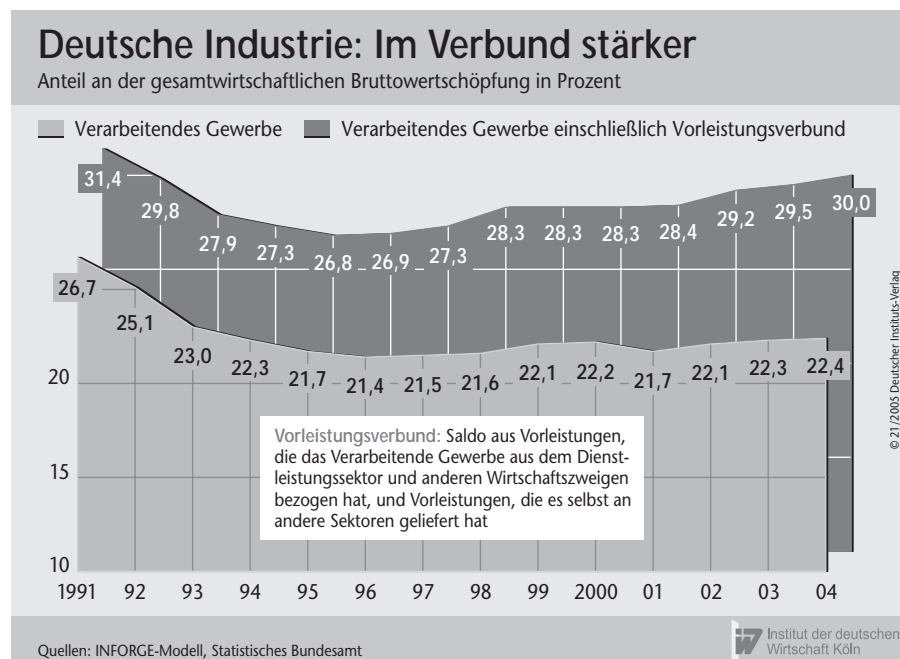
So lautet das Fazit einer Studie der Institut der deutschen Wirtschaft Köln Consult. Die Untersuchung macht zweierlei deutlich: In der Industrie besteht seit einigen Jahren ein Trend zum Outsourcing, das heißt, der Vergabe von Aufträgen an externe Dienstleister. Zugleich hat das so genannte Offshoring zugenommen, also der Zukauf von Leistungen aus dem Ausland. Aber weder das eine noch das andere bereitet Grund zur Sorge. Denn beides wirkt sich auf die inländische Bruttowertschöpfung positiv aus. Im Einzelnen:

Outsourcing. Die Unternehmen haben ihre Eigenfertigung in der Vergangenheit zurückgefahren und die Käufe bei Zulieferfirmen heraufgeschraubt:

Heute sind zwei Drittel der Produktion des Verarbeitenden Gewerbes zugekauft – Anfang der neunziger Jahre lag die Vorleistungsquote rund 4 Prozentpunkte niedriger.

Trotzdem haben die Dienstleister die Industrie noch längst nicht als Stütze der deutschen Volkswirtschaft abgelöst – auch wenn dies erst auf den zweiten Blick offensichtlich wird. Ohne Berücksichtigung der Vorleistungsverflechtung steuerte das Verarbeitende Gewerbe 2004 zwar nur gut ein Fünftel zur Wert-

*) Vgl. Institut der deutschen Wirtschaft Köln Consult GmbH: Export schafft Wertschöpfung! Deutschland ist im internationalen Vergleich keine Basarökonomie, Köln 2005, Download unter: www.chancenfueralle.de/Umfragen_Studien/Studien.html



schöpfung in Deutschland bei – 1991 waren es dagegen noch 27 Prozent.

Doch auch das, was die Produzenten an Service von anderen Wirtschaftszweigen hinzu kaufen, zählt zum Produktionswert des Industriesektors. Diese Leistungen hatten zuletzt einen Wert von 292 Milliarden Euro. Gegenzurechnen sind Vorleistungslieferungen an andere Branchen in Höhe von 144 Milliarden Euro. Der Saldo von 148 Milliarden Euro geht auf das Konto des so genannten Vorleistungsverbunds – der Wertschöpfung, die aus der Zusammenarbeit der Industrie mit anderen Sektoren entsteht. Sie machte zuletzt 8 Prozent der gesamtwirtschaftlichen Bruttowertschöpfung aus und hat sich seit Anfang der neunziger Jahre kontinuierlich erhöht (Grafik Seite 4):

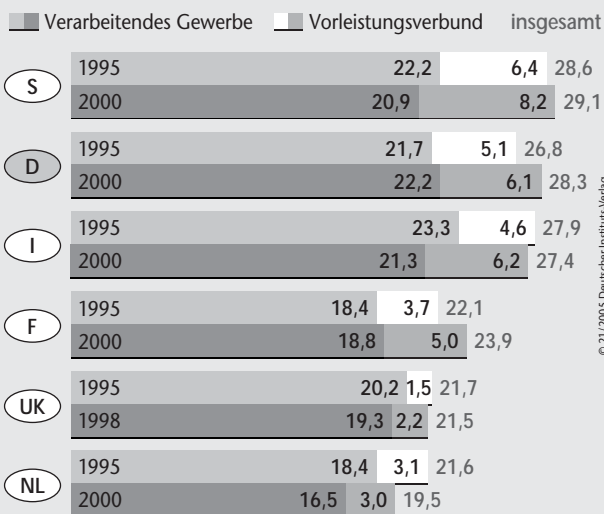
Die um den Vorleistungsverbund erweiterte Industrie steuerte in Deutschland 2004 fast jeden dritten Euro zur Bruttowertschöpfung bei und nähert sich damit dem Höchststand kurz nach der Wiedervereinigung an.

Das Zusammenwachsen von Produktions- und Dienstleistungssektor ist dabei kein deutscher Sonderfall. Der Vorleistungsverbund hat sich in vier der fünf von der IW Consult untersuchten EU-Länder in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre deutlich ausgeweitet (Grafik). Nimmt man ihn hinzu, war Deutschland im Jahr 2000 unter den fünf Staaten sogar das am zweitstärksten industrialisierte Land nach Schweden. Und nur in Deutschland und Frankreich ist es dem Verarbeitenden Gewerbe gelungen, parallel zur zunehmenden Verflechtung seinen eigenen Wertschöpfungsanteil leicht auszubauen. Eine echte Deindustrialisierung hat indes allein in den Niederlanden stattgefunden.

Offshoring. Doch nicht nur die inländische Arbeitsteilung mit den Dienst-

Industrie in Europa: Mit anderen Branchen verflochten

Anteil an der gesamtwirtschaftlichen Bruttowertschöpfung in Prozent



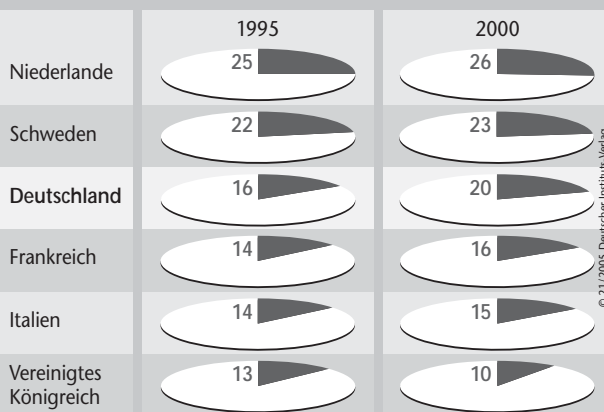
Vorleistungsverbund: Saldo aus Vorleistungen, die das Verarbeitende Gewerbe aus dem Dienstleistungssektor und anderen Wirtschaftszweigen bezogen hat, und Vorleistungen, die es selbst an andere Sektoren geliefert hat; Quellen: INFORGE-Modell, Eurostat, OECD, Statistisches Bundesamt

© 21/2005 Deutscher Institut-Verlag

Institut der deutschen Wirtschaft Köln

EU-Länder: Ausfuhr stützt Wirtschaft

So viel Prozent der gesamtwirtschaftlichen Bruttowertschöpfung sind auf den Export zurückzuführen



Vereinigtes Königreich: 1998 statt 2000; Ursprungsdaten: Eurostat, Gesellschaft für wirtschaftliche Strukturforchung, OECD

© 21/2005 Deutscher Institut-Verlag

Institut der deutschen Wirtschaft Köln

leistern stärkt die Industrie in Deutschland. Einen ähnlichen positiven Dopingeffekt erzielt der zunehmende Import von Teilen, die aus Niedriglohnländern stammen:

Zwischen 1991 und 2004 ist der Auslandsanteil an allen Vorleistungsbezügen der deutschen Industrie von 24 auf 28 Prozent geklettert.

Und das schlägt sich auf der Exportseite nieder: Die Ausfuhr des Verarbeitenden Gewerbes bestanden bereits im Jahr 2000 zu einem Drittel aus dem, was zuvor importiert wurde. Fünf Jahre

zuvor lag dieser Anteil nur bei einem Viertel. Made in Germany enthält also immer mehr made in China und Co. Ähnliches gilt für Industrieerzeugnisse aus Schweden, den Niederlanden und Italien, während sich der Draht der Franzosen und Briten zu den ausländischen Lieferanten etwas verschlechtert hat.

Dieses Basarelement des Außenhandels vernichtet unterm Strich aber keine Arbeitsplätze, sondern kommt der inländischen Wirtschaft zugute. Ist doch in sämtlichen untersuchten Ländern mit Ausnahme Großbritanniens die durch den Export entstandene Bruttowertschöpfung stärker gewachsen als die gesamtwirtschaftliche (Grafik):

In Deutschland war im Jahr 2000 rund ein Fünftel der inländischen Bruttowertschöpfung vom Export angestoßen, 1995 waren es erst 16 Prozent.

Ohne die boomende Ausfuhrwirtschaft hätte die heimische Industrie also einiges weniger zu tun gehabt. In keinem der anderen fünf betrachteten EU-Staaten hat die Bedeutung des Exports für die inländische Wertschöpfung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrzehnts so stark zugenommen wie in Deutschland, auch wenn in den Niederlanden und Schweden noch mehr für Kunden im Aus-

land produziert wurde. Dort überquerte 2000 rund ein Viertel der Produktion die Landesgrenzen.

Dass die Erzeugnisse der hiesigen Fabriken auf dem Weltmarkt trotz der hohen Arbeitskosten weiter so gut mithalten können, liegt nicht zuletzt daran, dass die Unternehmen günstig Vorleistungen in Niedriglohnländern einkaufen können. So gesehen ist das Etikett Basarökonomie eher als ein Kompliment für eine gelungene internationale Arbeitsteilung zu verstehen, denn als Kritik am Standort D.